

(Nachdruck verboten.)

42]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Ein unbestimmter Verdacht stieg in Lucas auf, und wieder ging ein Schatten über seine Stirn. Er sagte jedoch ruhig:

„Ich muß ohnedies zu ihr, ich werde sehen, ob sie etwas braucht.“

Dann gingen sie mit innigem Vergnügen an den Wiegen und Bettchen hin. In dem großen, hellen Raume standen diese mit ihrem schneeweißen Linnen längs der weißen Mauern aufgereiht, und rosige kleine Gesichtchen schlummerten in ihnen oder lächelten zu den Beschauern empor. Gutberzige freiwillig dienstleistende Frauen mit großen weißen Schürzen wachten mit liebenden Blicken und mütterlichen Händen über diese kleinste Kindheit, über diese noch so zarten Menschheitskeime, die gleichwohl die Zukunft in sich bargen. Außerdem war aber auch eine Schar größerer Kinder da, drei- bis vierjährige Knaben und Mädchen, die sich frei bewegten, die schwächeren in Kollstühlen, die andern auf die Kraft ihrer kleinen Beine angewiesen, wenn es auch nicht ohne manchen Fall abging. Der Raum öffnete sich auf eine blumengeschmückte Veranda, welche wieder in einen Garten ging, und die ganze fröhliche Schar ergötzte sich inmitten von Sonnenschein und freier Luft. Spielzeuge, an Fäden aufgehängte Hampelmänner erfreuten die ganz Kleinen; während die größeren mit Puppen spielten, oder Pferde und Wagen mit großem Lärm über den Fußboden zogen, als kleine Helden, in denen der Thätigkeitstrieb sich regte. Es war köstlich und herzerquickend, diese kleine Welt so fröhlich und heiter aufwachsen zu sehen, der Arbeit der Zukunft entgegen.

„Keine Kranken?“ fragte Lucas, der mit inniger Freude in diesem morgenrischen Raume verweilte.

„O nein, heute ist alles wohl auf,“ erwiderte Soeurette. „Vorgestern haben wir zwei Masernkranke gehabt; die habe ich nicht wiederkommen lassen, sie mußten isoliert werden.“

Sie traten auf die Veranda hinaus und gingen in dieser weiter, um die nebenan befindlichen Schulklassen zu besuchen. Die Fensterhüllen aller fünf Klassen lagen hier nebeneinander, alle auf das Grün des Gartens sehend; und da das Wetter warm war, waren alle weit geöffnet, so daß Lucas und Soeurette, ohne die Schulzimmer zu betreten, in jedes von der Schwelle aus hineinblicken konnten.

Die Lehrer unterrichteten hier nach einem neuen Programm. Von der ersten Klasse ab, wo sie das Kind, das noch nicht lesen konnte, in Empfang nahmen, bis zu der fünften, wo sie es entließen, nachdem sie ihm die fürs Leben nötigen allgemeinen Kenntnisse beigebracht hatten, bemühten sie sich vor allem, das Kind mit den bestehenden Dingen und Thatsachen bekannt zu machen, damit es sein Wissen aus der lebenden Wirklichkeit schöpfe. Sie bemühten sich ferner, in ihm den Sinn für Ordnung zu erwecken, ihm eine Methode für die tägliche Verwertung seiner Erfahrungen beizubringen. Ohne Methode giebt es keine nützliche Arbeit, die Methode teilt das Wissen ein und ermöglicht es, immer neues hinzuzufügen, ohne etwas von dem schon Erworbenen zu verlieren. Die Buchwissenschaft war somit, wenn auch nicht ganz verbannt, so doch auf den ihr gebührenden Platz minder Wichtigkeit verwiesen, denn das Kind lernt nur gut, was es sieht, was es berührt, was es vollständig begreift. Man beugte es nicht mehr sklavisch unter unfehlbare Dogmen, man zwang ihm nicht die Tyrannei der Persönlichkeit des Lehrers auf; aus eignem Antrieb sollte es die Wahrheit finden, sie durchdringen, sie sich zu eigen machen. Es giebt keine andre Art, Menschen zu bilden als diese, die die individuelle geistige Kraft eines jeden Schülers erweckt und steigert. Alle Arten Strafen und Belohnungen waren abgeschafft, man wandte weder Drohungen noch Lockungen an, um die Trägen zur Arbeit zu veranlassen. Es giebt keine Trägen, es giebt nur kranke Kinder, Kinder, die schlecht verstehen, was man ihnen schlecht erklärt, in deren Köpfe man unsinnigerweise mit Gewalt Kenntnisse hineinpressen will, für

die sie nicht geeignet sind. Wenn man gute Schüler haben will, braucht man nur den unendlichen Wissensdrang auszunutzen, der in jedem Menschen lebt, die unstillbare Neugierde des Kindes für alles, was es umgiebt, die es zu unablässigen Fragen an die Erwachsenen treibt. Der Unterricht hört auf, eine Foller zu sein, und wird ein immer wieder erneutes Vergnügen, wenn man ihn dadurch anziehend und interessant macht, daß man nichts andres thut als die geistigen Kräfte des Kindes ins Spiel bringen und sie zu immer neuen, eignen Entdeckungen anzuleiten. Jeder Mensch hat das Recht und die Pflicht, sich selbst zu formen; und man muß das Kind sich inmitten der Erscheinungen der Welt selbst formen lassen, wenn man will, daß es später ein ganzer Mensch werde mit thätkräftiger Kraft und entscheidungsfähigem Willen.

In den fünf Klassen dieser Schule entwickelten sich denn auch die Geisteskräfte der Kinder von den ersten Begriffen bis zur vollständigen Beherrschung des Lehrstoffs in gerader und natürlicher Steigerung. Im Garten befand sich ein Platz für Turnen, für Spiele und Leibesübungen aller Art, damit der Körper an Gesundheit und Kraft zunehme in dem Maße, in dem der Geist sich an Wissensinhalt bereicherte. Nur in einem gesunden Körper kann ein aufnahmefähiger Geist wohnen. Besonders den unteren Klassen waren die freien Stunden reichlich zugemessen, man gab den Kindern anfangs nur kurze, häufig wechselnde, ihrem Begriffsvermögen angepaßte Aufgaben. Man war hauptsächlich darauf bedacht, sie so wenig als möglich einzuschließen, man unterrichtete sie häufig unter freiem Himmel, auf Spaziergängen, inmitten der Dinge, die sie kennen lernen sollten, in den Fabriken, angesichts der Erscheinungen der Natur, der Tiere, der Pflanzen, der Gewässer, der Berge. Von der Wirklichkeit der Lebewesen und Dinge, vom Leben selbst sollten sie ihren eigentlichen Unterricht empfangen, denn alles Wissen hat nur den Zweck, das Leben wertvoller zu machen. Und neben den realen Begriffen bemühte man sich, ihnen den Begriff der Menschheit als Ganzes, der Gemeinlichkeit einzuprägen. Sie wuchsen zusammen auf, sie sollten immer beisammen leben. Die Liebe allein bildet das Band der Einigkeit, der Gerechtigkeit, des Glücks. Sie ist der einzige, der ausreichende Menschheitspakt, dem es genügt, daß sich alle lieben, damit der ewige Friede herrsche. Diese allgemeine Liebe, die sich von der Familie auf die Nation, von der Nation auf die Menschheit erstrecken wird, wird das einzige Gesetz des glücklichen Reiches der Zukunft sein. Man entwickelte sie bei den Kindern, indem man sie aneinander interessierte, die Stärkeren die Schwächeren beschützen ließ, indem man sie anleitete, ihr Wissen, ihre Spiele, ihre erwachenden Leidenschaften gemeinschaftlich, neben und für einander ins Wert zu setzen. So wuchs die künftige Ernte heran, durch gesunde Übungen gekräftigte, durch freie Beobachtung der Wirklichkeit gebildete Menschen, die durch Gefühl und Vernunft einander verbunden, liebende Brüder geworden waren.

Aus einer der Klassen drang Geschrei und Gelächter heraus, und Lucas wurde von einiger Unruhe ergriffen, denn die Dinge verliefen nicht immer ganz glatt. Im Vorbeigehen hatten sie Nanet inmitten des Zimmers stehen sehen, und er war zweifellos die Ursache des Lärms.

„Giebt Ihnen Nanet noch immer zu schaffen?“ fragte er Soeurette. „Er ist ein Teufel, der Junge!“

Sie machte lächelnd eine Geberde nachsichtiger Entschuldigung.

„O, er ist nicht ganz leicht zu behandeln. Und wir haben noch einige, die nicht minder ungebärdig sind. Sie balgen sich und prügeln sich und gehorchen nicht gern. Aber es sind trotzdem gute kleine Kerle. Nanet ist ein prächtiger Junge, mit einem tapferen und guten Herzen. Wenn die Kinder übrigens zu still sind, so beruhigt uns das, wir fürchten dann, daß sie krank sind.“

Sie wendeten sich nun den Lehrwerkstätten zu, die auf der andren Seite des Gartens lagen. Hier wurden die wichtigsten Handwerke gelehrt und die Kinder in deren Verrichtungen eingeführt, weniger damit sie sie gründlich erlernten, als damit sie einen allgemeinen Begriff davon bekämen und sich für einen Beruf entscheiden könnten. Diese Unter-

## Sonntagsplauderei.

weisungen gingen übrigens parallel mit dem Unterricht in der Schule. Sobald dem Kinde die ersten Begriffe von Lesen und Schreiben beigebracht waren, wurde es auf die andre Seite des Gartens geführt und ihm ein Werkzeug in die Hand gegeben; am Vormittag lernte es Grammatik, Rechnen, Geschichte und bildete seinen Geist, am Nachmittag arbeitete es mit seinen kleinen Armen, um seinen Muskeln Kraft und Geschmeidigkeit beizubringen. Die Arbeit war eine nützliche Erholung, eine Entlastung des Gehirns, ein freudiges Spiel der Kräfte. Es wurde als Grundsatz festgehalten, daß jeder ein Handwerk kennen müsse, und der Schüler hatte, wenn er die Schule verließ, nur das ihm am besten zusagende Handwerk zu wählen, um sich sodann in einer wirklichen Werkstatt zu vervollkommen. Und auch die Schönheiten des Lebens wurden nicht vergessen, die Kinder wurden in Musik, Zeichnen, Malerei und Bildnerei unterrichtet, ihre Seelen den höheren Genüssen des Daseins erschlossen. Selbst denen, die bei den ersten Elementen stehen bleiben mußten, wurde dadurch die Welt erweitert, alles auf der Erde bekam Leben und Stimme, auf die bescheidensten Existenzen fiel der Goldglanz der Kunst. Am Abend schöner Tage, im zauberischen Licht des Sonnenuntergangs vereinigte man die Kinder im Garten, ließ sie Lieder von Frieden und Glück singen, begeisterte ihre jungen Seelen an Bildern der Wahrheit und Schönheit.

Lucas war mit seinem Mundgang zu Ende, als jemand herbeikam, um ihn zu benachrichtigen, daß zwei Bauern aus Combettes, Lenfant und Yvonnot, ihn in dem kleinen Bureau erwarteten, das an den großen Festsaal stieß.

„Sie kommen wohl wegen des Pachts?“ fragte Soeurette.  
 „Zunächst. Sie haben mich um eine Unterredung gebeten; aber ich selbst habe sehr gewünscht, mit ihnen zusammen zu kommen, denn ich habe neulich wieder mit Feuillat gesprochen, und ich bin mehr als je überzeugt, daß ein Einvernehmen zwischen der Crècherie und Combettes nötig ist, wenn wir siegen wollen.“

Sie hörte ihm lächelnd zu, denn sie kannte alle seine weitausschauenden Gründerprojekte. Dann drückte sie ihm zum Abschied die Hand und lehrte mit ihren leichten, gelassenen Schritten zu ihren weißen Bettchen zurück, aus welchen sich das Volk der Zukunft erheben sollte, dessen er bedurfte, um seinen Traum zur That werden zu lassen.

Feuillat, der Pächter auf der Guerdache, hatte schließlich seinen Vertrag mit Voisgelin erneuert, unter Bedingungen, die für beide Teile schadenbringend waren. Man muß wohl leben, sagte er; aber das Pachtssystem war so schlecht geworden, daß es keinen rechten Ertrag mehr abwerfen konnte. Die Erde hatte Bankrott gemacht. Daher arbeitete Feuillat in seiner zähen, beharrlichen Weise weiter an der Ausführung des Gedankens, von dem er mit niemand sprach, an dem Projekt, das er so gern neben seinem Pachtgut verwirklicht gesehen hätte: die Verfohmung der durch alten Haß entzweiten Bauern von Combettes und die Vereinigung ihrer kleinen Bodenlappen zu einem einzigen großen Gute, das, nach modernen Principien bewirtschaftet, reichen Ertrag liefern mußte. Und sein letzter Gedanke mochte wohl sein, daß er, wenn der Versuch gelang, Voisgelin würde bestimmen können, in die neue Vereinigung mit einzutreten. Wenn Voisgelin widerstrebte, so würden die Umstände ihn bald zum Nachgeben zwingen. In dem wortkargen Feuillat, der still das Unvermeidliche auf sich nahm, war etwas von einem geduldigen, zähen Apostel, der Schritt für Schritt seinem Ziele entgegenstrebte, ohne je zu ermatten. Sein erster Erfolg war, daß er vor kurzem endlich den Frieden zwischen Lenfant und Yvonnot hergestellt hatte, deren Familien seit Jahrhunderten im Streite lagen. Lenfant war nämlich zum Gemeindevorstand gewählt worden und Yvonnot zu seinem Stellvertreter, und Feuillat hatte ihnen begreiflich gemacht, daß sie beide die Herren sein würden von dem Tage, wo sie einig miteinander wären. Dann hatte er sie allmählich mit seiner Idee einer allgemeinen Vereinigung befreundet, welche allein bewirken konnte, daß die Gemeinde aus dem Elend der althergebrachten schlechten Wirtschaft herauskomme und in der Erde wieder eine Quelle uner schöplicher Kraft finde. Gerade damals wurden die neuen Werke der Crècherie gegründet, und Feuillat hielt sie ihnen als Beispiel vor, wies auf ihr steigendes Gedeihen hin und brachte schließlich Lenfant und Yvonnot in persönliche Verbindung mit Lucas, als es eine Wasserfrage zwischen Combettes und der Crècherie zu regeln gab. So kam es, daß der Gemeindevorstand und sein Stellvertreter heute in der Fabrik vorsprachen.

(Fortsetzung folgt.)

Fünfundzwanzig Jahre, nachdem der große Lyriker sanft und selig verhungert war, beschloß man, ihm ein Denkmal zu setzen. Sonderbar, daß er verhungert war. Denn er stand in allen Gedichtsammlungen, er war hundertfältig komponiert, und 10 000 Gesangsvereine jangen alljährlich seine Lieder. Auch fehlte er auf keiner „deklamatorischen Abendunterhaltung“. Leider blieb nur den Veranstaltern solcher Unternehmungen, nachdem sie die Saalmiete, das Gas, die Kleider ihrer Töchter, den Recitator oder Sänger bezahlt hatten, kein Pfennig mehr übrig, um den eigentlichen Schöpfer des Schönen zu besolden und die Verleger der Anthologien sahen keinen Grund, die Herstellungskosten ihrer einträglichen Werke durch Honorare unwilligerweise zu erhöhen. Einmal drang ein Hoffnungsjahmer in seine Schlafsuchtsherlichkeit. Man sprach von einem neuen wundervollen Urhebergesetz. Auf diese Hoffnung hin ließ der Poet sich einen Thaler, wofür er sich eine halbe Flasche Wein und ein Bieestück kaufte, außerdem aber ersüßlich mit dem Gedanken umging, einen Familienstand zu begründen. Indessen das löbliche Parlament sorgte zwar dafür, daß keinem Poffenfabrikanten ein seit Jahrhunderten bewährter Witz gratis entlehnt werden durfte, die Lyriker aber, die doch meist nur ganz kurze Gedichte mit wenig Zeit und Mühe herstellten, wurden im Interesse der Bevölkerung verpflichtet, vogel- und abgabefrei für allen und jeden zu singen. Inser großer Poet mußte mithin den Thaler schuldig bleiben, alle Ehegelüste aufgeben, und als er endlich an der durch das neue Urheberrecht gewährleisteten Nahrungsentziehung saßt einging, verweigerten die Erben die Annahme der durch einen Thaler Schulden dargestellten Nachlassenschaft.

Am aber sollte der Dichter ein Denkmal erhalten. Erst gab es etlichen Widerspruch im Lande; denn er galt manchen Leuten als unmoralisch und unpatriotisch. Jedoch der freie Geist siegte. Und bald war der große Tag der Enthüllung gekommen, nachdem der Bildhauer, ein wohlgefättigter Mann, der sich in der guten Gesellschaft sehen lassen konnte und deshalb mit Anstragen überhäuft war, das Werk zur allgemeinen Zufriedenheit hergestell.

Die Einweihung war sehr feierlich. Das Komitee strahlte im Glanz der Orden und haarlosen Schädel. Selbst der Poesie-minister hatte seinen Wagen geschickt.

Der Literaturprofessor der Landesuniversität hatte soeben die Festrede beendet. Sie wirkte ergreifend durch die Schilderung menschlichen Elends und erhebend durch den Hinweis auf der Ewigkeit unverlierbarer Kunst. Inzwischen war man hungrig geworden und gedachte, wie sich's geziemt, zu dem Festmahle sich zu begeben.

Der Literaturprofessor hatte eben den vierundreißigsten Händedruck seitens der dankerfüllten Verehrer des Dichters und seines genialen Interpreten entgegengenommen — als Honorarzuschuß für seine Weiserede — und ermunterte nun mit sieghaftem Nücheln auf seine stolz geschwungenen Lippen das Komitee, eiligt den Weg zum Festhause zu wachen — da geschah etwas Ungewöhnliches! Der marmorne Poet oben auf dem Postament schüttelte seine Loden, bewegte die Hände mit den krampfhaften Anstrengungen eines Mannes, dem die Extremitäten eingeschlafen sind, und öffnete den Mund. Alles schaute gebannt und ein wenig verängstigt das Mirakel, der Poet aber verneigte sich anmutig und sprach:

„Hochverehrte Festgenossen! Es ist eine mißliche Angewohnheit meiner Gefährten in der Unsterblichkeit, daß sie die längste Denkmalsrede schweigend über sich ergehen lassen und ohne Dank für die lieben, begeistertsten Menschen, die Geld, Willen und Weisheit auf solche Ehrung verwandten, in stumme Würde sich hüllen. Ich mag nicht also ein Undankbarer gescholten werden, und gestehe offen, daß mich die menschliche und ästhetische Nierenprüfung des verehrenden Vorredners mit innigstem Dank erfüllt hat. Wenn man zu meinen Lebzeiten nur ebenso gut meinen Magen verstanden hätte, so würde ich es wohl bis auf den heutigen Tag vorgezogen haben, lieber als ein selig-unseliges Häuflein Sauer-Wasser-Stich- und Kohlenstoffs nebst einer Dosis Schwefels und Phosphors zu vegetieren, denn in der solideren Form des Calciumcarbonats, Ca CO<sub>3</sub>, der Ewigkeit entgegenzuwintern. Aber das ist nun nicht zu ändern, und ich weiß es, zu würdigen, daß man beim Calcium-Carbonat-Poeten nachholt, was man bei dem Einweiß-Lyriker veräumte.“

Danach schwieg der Dichter, scheinbar verlegen, räusperte sich, daß es wie seiner Kies hirschte — es mochte ihm ein Marmorstäubchen in die Luftwege geraten sein — und fuhr dann mit einem lähnen Entschluß fort.

„Verehrte Festgenossen! So will ich denn nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der That meinen Dank beweisen. Ich werde Sie nicht einsam zu dem Festessen ziehen lassen, ich werde Sie begleiten und unter Ihnen weilen, daß Sie nicht mit Wehmut im Herzen ob meines viel zu frühen Hinscheidens all die guten Dinge zu verzehren brauchen.“

Damit ketlierte der Marmorne Herunter, schob seinen Arm in den des Literaturprofessors und ging mit schweren, die Ladschuhe seines Begleiters wiederholt gefährdenden Schritten an seiner Seite. Dem Komitee und seinem Vorsitzenden, dem Professor, war durchaus nicht behaglich zu Mut, und die Pferde des Poesie-Minister-Wagens schauten, als der wunderliche Zug vorbei trottete.

Der Festsaal war richtig defloriert. Blumen und Früchte leuchteten auf dem weißen Tisch und bei jedem Convent standen etliche Gläser und je eine Flasche Rot- und Weißwein. Kaum aber hatte der Poet die Schwelle berührt und die todenden Kostbarkeiten

erblüht, da riß er sich los von dem Arm seines Begleiters, lief zur Tafel, roch fröhlich an den Blumen, die Früchte aber verzehrte er mit wilder Gier und den Wein goß er sämtlich zwischen den marmornen Lippen wie in einen unendlichen Abgrund. Er wurde alsbald sehr aufgeregter und schrie wie ein Tier, immer dasselbe: „Ich muß nachholen! Ich muß nachholen!“ Als der Kellner die Suppe servieren wollte, war sie bereits verschlungen. Der Fisch wanderte in den unerfättlichen Schlund mit einer Geschwindigkeit, daß die verblüfften Festgenossen kaum den Fisch gesehen hatten. Die Kellner liefen ratlos umher. Die Gäste aber empfanden jetzt sehr peinlich, wie durstig und hungrig sie waren, und sie gedachten nicht, sich das ganze Festmahl vor dem Munde von dem toll gewordenen Marmorbilde wegessen zu lassen.

Wie sich nun der Poet auf die Bratenschüssel mit dem Schächtel auf: „Ich muß nachholen!“ stürzte, rafften sich die Festgenossen auf und hielten ihn fest. Diese unehrerbietige Intervention brachte den Dichter, der offenbar stumlos betrunken war, vollends zum Rasen. Er schlug mit den marmornen Fäusten und Füßen um sich, daß alles entsezt aneinanderstob. Der Literaturprofessor blutete aus der feingeschmittenen Nase, dem militärischen Ehrenmitglied, einem Hauptmann a. D., war die Hälfte des Schnurrbarts ausgerissen, der Kassenwart, ein Bankier, hatte zwei Klaffenbe, parallel laufende Risse am Doppelkinn, und der Landgerichtsrat jammerte über seine zerbrochene goldene Brille. Es war entsetzlich. Inzwischen schrillte unaufhörlich der bestialische Schrei: „Ich muß nachholen!“ Und nun sang der Kerl gar, mit einer Stimme, als wenn Steine zerklöpft würden:

Fressen, Saufen, Rippenstöße  
Giebt dem Dasein wahre Größe.

Dabei schnupplatterte er förmlich.

Auf einmal erschienen in dem Saal, von dem Wirt citiert, sechs stramme Schutzeute mit schönen, geschmeidigen Gummischläuchen. Der Poet mußte sie wohl in seinem Rausch für Gerichtsollzieher halten; denn er begann heftig zu zittern, und nachdem ihm ein paar Schläge an die olympische Stirn gesaust waren — den Säbel ließen die Schutzeute in der Scheide, um den teuren Mann nicht zu beschädigen — ergab er sich wimmernd. Er wurde in eine Zwangsjade gesteckt und vorläufig in den Keller gebracht.

Endlich konnte das Festessen seinen ordnungsmäßigen Verlauf nehmen. Wein war in Fülle zur Stelle. Suppe und Fisch waren schnell neu hergerichtet, der ärgerliche Zwischenfall verfiel der Vergessenheit, und bald erklang die Beglückung für die Kunst und den großen unglücklichen Poeten den Gipsel. Der Literaturprofessor plaidierte energisch dafür, daß man den heute gehörten posthumen Vers in die gesammelten Werke aufnehmen sollte, und schließlich sang die ganze Tafelrunde im Chor:

Fressen, Saufen, Rippenstöße,  
Giebt dem Dasein wahre Größe!

Am nächsten Tage fand man die Marmorstatue unten am Sockel liegen, besudelt mit bräunlichen Weinspuren.

Die Presse sprach von einem ruchlosen Attentat; das offenbar von den moralischen und patriotischen Feinden des großen Dichters ausgegangen sei; wenigstens lasse auf diesen die intellektuelle Schuld. —

Joc.

### Kleines Feuilleton.

dg. Die Hasenheide. Existiert die denn eigentlich noch?

O ja, sie existiert schon, sie ist sogar interessant, viel interessanter jetzt als damals, wo rechts und links noch armselige Kiefern die dünnen Wäste in die Lüste streckten.

Alte und neue Zeit, Arm und Reich, zwei Welten so weit getrennt, wie Himmel und Erde, Sonne und Mond, und doch miteinander verschwimmend in ihren Grenzen. Das ist die Hasenheide.

Die Waldseite — sehr vornehm, vom Walde gar nichts mehr zu sehen, hohe Häuser, sehr elegant, die Zimmer haben breite englische Fenster, die das Licht in vollen Strömen einlassen, von den Balkons, aus den Loggien hängen Geranien und grüne Schlinggewächse.

Das ist die neue Prachtstraße des Südens, das ist das Geheimratsviertel, wo drei Stuben taufend Mark kosten, wo man das Vergnügen, auf dem Hofe vier Treppen zu wohnen, mit zweihundert Thaler bezahlen darf. Es wohnt sich aber schön da oben; wohin man auch sieht, überall Grünes, vorn die breite Kastanien-Allee mit ihren schattigen Laubengängen, hinten der Wald, ein weites rauschendes Bispelmeer.

Gegenüber ist das ganz anders.

Da liegen die großen Biergärten, da giebt es keine Doppel-dachhäuser mit breiten Freitreppen und grünen Fensterläden, da stehen im Schatten walter Bäume Würfelbuden und Schießhallen, und an den grünen Lattenzäunen hängt noch das verwiterte Schild von ehemals: „Hier können Familien Kaffee kochen“. Alles wie anno dazumal vor hundert Jahren, nur das elektrische Licht bei Hoppold und in der Unionsbrauerei maht schon wieder an unsere vorgeschrittene Kultur. Jedes dritte Haus ist eine Kneipe, aber es sind Kneipen „mit Unterchied“. In den großen Brauereien trifft sich „alles“. Es giebt da aber auch

„gemeine Destillen“, aber die die „feinen Leute“ auf der andren Seite sehr verächtlich die Nase rümpfen, es giebt da auch eine „Geheimratskneipe“, wo man „selbst Sonntags“ nur „gutes Publikum“ findet.

In der Woche ist es still in der Hasenheide. Vormittags besonders, da liegen die Biergärten einsam und leer, hier und da nur ein vereinzelter Gast; wie ein einziges grünes Parliodyll zieht sich die Straße hin, in den Bäumen singen die Droscheln.

Nachmittags wird es lebendiger, die Biergärten füllen sich. In der „Neuen Welt“ ist Kinderfest, bei Hoppold und in der Unionsbrauerei Militärkonzert. In ganzen Scharen kommt das Publikum. „Gutbürgerliches“ Publikum übrigens. Beamte und Kaufleute, alles, was zwar nicht gerade zur „Gesellschaft“, aber doch zu den „besseren Kreisen“ zählt. In der Mehrzahl sind es Damen und Kinder, die Männer kommen erst abends nach, wenn die Läden und die Bureaus geschlossen werden.

Die Kinder spielen in den Gärten umher, die Damen trinken Kaffee, häkeln oder stricken und schwatzen. Sie schwatzen sehr geistreich. Es ist amüsan, ihnen zuzuhören.

An dem einen Tisch haben sie die Dienstmädchen vor. Das ist eine Gesellschaft. Zu der Kasseleitrin hat ihre Gaste erst gestern gesagt: „Ja, Frau Käthe, über mich schimpfen Sie, wenn ich jeden Sonntag ausgehen will, aber Sie jehnt mit Ihre Höhren alle Nachmittags Kaffee kochen!“ — Frech, nicht wahr?

„Die Lehmann schneidet immer auf“, sagt die junge Frau in dem rosa Organdykleid. „Was soll ihr neuer Sonnenschirm kosten? Vier Mark fünfzig? Die denkt wohl, unserins kommt nicht zu Wertheim? Für fünfzehn Groschen hat sie des Ding gehabt.“

„Woher die Weber immer so elegant geht? Na, das will ich Ihnen ganz genau sagen.“ Die Kaufmannsfrau stemmt die Hände auf den Tisch: „In ihrem Mann sagt sie: Der Spargel kost acht Groschen, aber holen läßt sie bloß welchen zu fünf, und mit allen Sachen macht sie 's so, und, wenn denn der Mann über schlechte Ware schimpft, sagt sie, 's Dienstmädchen verstände nicht ein zukaufen.“ Man hört hübsche Sachen an den Kaffeetischen der Hasenheide!

Sonntags beginnt das Leben schon früh. Am Vormittag sind bereits alle Gärten besetzt. Je weiter der Tag vorrückt, je voller wird es.

Das Sonntagspublikum ist ein andres als das der Woche. Es zählt erst recht nicht zur „Gesellschaft“, es zählt auch nicht einmal zu den „besseren Kreisen“. Es ist einfach „Pöbel“.

Sonntags kommt die Gesellschaft, die während der Woche in Fabriken und Nähstuben, in heißen Küchen und lärmvollen Großbuzaren sitzt. Kleine, blasse, blutarme Nähmädchen, schmalwangige Verkäuferinnen, Dienstmädchen mit keuchrotten Gesichtern, abgeraderte Proletarierfrauen schieben die Kinderwagen, Männer mit schwierigen Händen und gefurchten Stirnen schleppen ihre Kleinen und Kleinsten herans.

Sie haben kein Geld, um in der Woche zu kommen, sie haben kein Geld, um hinauszufragen nach stillen Wäldern und blauen Seen, aber hier in den Biergärten sitzen sie und atmen in vollen Zügen die reine Luft, die von den Kastanien auf sie niederweht. Und die Laffen und Gläser klappern, die Kinder juchzen: „Ach, es ist schön hier unter dem grünen Dach, tausendmal schöner als daheim in den engen Höfen, den finsternen Löchern der Hinterhäuser, dem Lärm und Staub der dinstigen Fabrik.“

Nachen und Leben überall, jubelndes Leben. Die Regellugeln rollen, die Riesenschaukeln fliegen hoch und höher, von den Schießhallen tönt Gewehrgetatter, vor den Würfelbuden drängt und schiebt man sich, die dünne Wechmuß der Karussells wird immer heller, schrill tönt die Stimme der Ausrufer dazwischen. Dann kommt der Abend und die Lichter flammen auf. Immer voller werden die Gärten, immer lauter, immer wilder die allgemeine Lustigkeit. Aus der Neuen Welt steigen die Raketen auf. Die Wangen der Mädchen fangen an zu glühen, ihre Augen blitzen, ihre Füßchen trippeln, aus den Sälen loden Walzerlänge, — und dann kommt „Er“, und sie fliegen über das Parkett.

O du seliger Sonntag! O du Lust, zu leben, die Qual und Sorge des Alltags vergessen zu können bei armseligen Freuden — einmal — auf Stunden einmal!

Wie ein toller Jubel schwirrt es durch die Luft.

„Grätzlich der Dadan“, sagt gegenüber in einer der Loggien eine Dame, „wahrer Segen, daß das Paal morgen wieder an die Arbeit muß, dann hat man doch seine Ruhe hier. Ach wißt Ihr, an so einem Sommernorgen, wenn alles still ist und nur die Vögel singen, dann ist die Hasenheide doch am allerhöchsten!“ —

— Der Biegenbock von Deidesheim. Aus Deidesheim von. 28. Mai berichtet Eduard Zost im „Pfälzischen Kurier“ über einen alten Volksbrauch: Am heutigen Tage vollzieht sich die auf Jahrhunderte alten Urkunden basierende Ueberführung eines Geisbods von Lambrecht nach Deidesheim. Durch die Lieferung dieses Hörnerträgers sichert sich Lambrecht das Waidrecht im Deidesheimer Stadtwald. Nach den Bestimmungen des uralten Uebereinkommens hat „der jüngste Bürger“ von Lambrecht vor Sonnenaufgang einen gut gehörnten und gut gebuckelten — so steht wörtlich in der Stiftungsurkunde — Biegenbock dem Stadtvorstande von Deidesheim abzuliefern. Dieser spendet dem Ueberbringer des Tieres „ein Käsebrot“ und einen Liter Wein. So

bald der Bod' angenommen worden ist, wird er mit Blumen und Laubwerk geschmückt und in der Stadt herumgeführt. Das ganz eigentümliche Schauspiel endigt damit, daß der Bod' zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags vor dem Stadthause unter ungeheurem Volksandrang versteigert wird, wobei oft ein sehr hoher Preis erzielt wurde. Auch zum heutigen Feste hatten sich Tausende in Weidesheim eingefunden, und in allen Straßen des sonst so stillen Städtchens herrschte das regste Leben. Man hat es übrigens in den letzten Jahren bezüglich der Uebergabe des Bod's in aller Herrgottsfröhe nicht mehr so streng genommen; und so wurde denn auch heute nicht „vor Sonnenaufgang“, sondern viel später, und nicht vom „jüngsten Bürger“, sondern vom Lambrecht'sen Ziegenhirt der Weisbod' dem Stadtvorstand abgeliefert. Das Tier, ein stattlicher, kräftiger Hörnerträger, der aber nicht im besten Geruch stand, wurde zunächst im Stalle des Gasthofs „zur Krone“, gegenüber dem Stadthause, untergebracht. Gleich nach 1 Uhr erschien der mit Blumen und Kränzen geschmückte Bod' auf der Straße, und nun wurde das Tier unter Absingung des alten „Vod'liebes“ durch die Straßen geführt. Die erste Strophe dieses Liedes, das nach der Melodie: „Hinaus in die Ferne“ gesungen wird, lautet:

„Der Weisbod' ist 'kommen, er trägt die Hörner hoch,  
Er wurde angenommen, obgleich er nicht gut roch!  
Der Weisbod' ist ein ganz famos'es Tier,  
Ist ohne Fes'l und Adel, man garantiert dafür.“

Vor der Freitreppe des altertümlichen Rathhauses hatte sich im Lauf des nachmittags Jung und Alt eingefunden, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Der Held des Tags, die Hörner mit einem Kranz von Blumen und Blättern umwunden, stand unter Obhut seines Führers auf einem Rollwagen, umgeben von plaudernden oder lachenden Duden. Punkt 3/4 6 Uhr ertönte vom Turm der nahen Kirche eine Glocke. Ein Polizeidiener trat hierauf oben an die Brüstung der Freitreppe und die Versteigerung des Bod'es begann. Das Angebot lautete auf 20 M. Da rief man bald von rechts oder links: 21, 22, 23, 24 Mark usw. bis 35. Dabei läutete fortwährend die Glocke, deren Ton der uniformierte Auktionator mit dem monotonen Auf begleitete:

„Wer bietet mehr?“

„36!“ rief da eine Stimme.

„37!“ „38!“ „39!“ Hang es von anderer Seite.

Pause. Die Uhr zeigte noch 2 Minuten vor 6 Uhr.

„40!“ schrie da jemand.

Pause.

„Also 40 Mark!“ rief der versteigernde Schutzmann. „Wer bietet mehr!“

„41 Mark!“ tönte es da aus einem Winkel. Gleich darauf schlug die Uhr 6 und der Zuschlag erfolgte. Der Weisbod' von Lambrecht hatte seinen neuen Herrn gefunden. Der althistorische Akt vor dem Weidesheimer Stadthaus hatte sein Ende erreicht, zum guten Glück, denn ein Gewitter war inzwischen in nordwestlicher Richtung aufgestiegen, das einigen Regen spendete und die Menge in die verschiedenen Weinwirtschaften trieb, wo natürlich beim Schoppen „Weidesheimer“ weidlich über das Ereignis des Tages geplaudert wurde. —

### Kulturhistorisches.

— Ueber den Fürnberger Brunt-Brunnen erzählt Andreas Gulden in seiner Fortsetzung von Johann Reudersers Nachrichten über Nürnberger Künstler und Werkleute folgendes, was kulturhistorisch ergötzlich genug ist, um hier zum Abdruck zu gelangen: „Der nächst oben gedachte Bildhauer Georg Schweider, des wegen seiner Reize in die Türkei berühmten und zu unserer Frauen-Kirche gewesenen Predigers nepos, erzählte mir im Januar 1869, wie daß er acht ganze Jahre mit 2, 3 und 4 Personen an dem schönen Brunnen gearbeitet, 12 Centner Metall, von all denen dazu gehörigen Stücken abgehauen und alles nach dem Leben gebildet. Der Reptunus, sehr stark und lang, ist ein Conterfei Pauli Furlegers, so sich dazumal bei Herrn Guthätern aufgehhalten, und sich ganz entblöset also abzeichnen lassen. Einer schönen und langen Jungfrau hat er 20 Mtl. bezahlt, ihren bloßen Leib zu stellen, und dadurch einen großen Anlauf unterschiedlicher Weibspersonen nach und nach bekommen, Geld damit zu verdienen oder zu erwerben. Dabei sind auch 2 Meerperde oder Seeroß gefonterfeit, deren das eine ungarisch, das andre spanisch, benebenst sind verfertigt worden vier Schild, als dreierlei Wappen I. der Stadt, II. der Bestung, III. der Kanzlei, in dem leeren 4ten Schild sollen die Wappen der drei alten Herren kommen. Als mir Georg Schweider dieses im Weis'n Christiani de Pomis erzählte, war er eben 56 Jahre alt.“ —

### Aus dem Pflanzenleben.

Ik. Hopfenranken. Im frischen Grün der Heden und Gebüsche heben sich jetzt allenthalben die dunklen, handförmig gelappten Blätter des Hopfens ab, der, eine Pflanze im Kleinen, mit seinen Sprossen das dichteste Gestrüpp durchdringt, um sich an schlanken Stäben emporzuringeln. An lichterem Stellen des Gebüsches fallen seine jungen Triebe in die Augen, wie sie, förmlich nach einer zu

umwundenen Stütze suchend, frei in der Luft schweben. Die Spitze dieser Triebe zeigt eine leichte Krümmung, und wenn man sich beobachtend ihr gegenüber lagert, kann man leicht nach einer Viertelstunde konstatieren, daß sie eine Bewegung ausführt, die sich nach ungefähr zwei Stunden zu einem vollen Kreise summiert. Die Sprossen des Hopfens zeigen diese eigentümliche Bewegung, die sich auch bei vielen andren Schlingpflanzen findet und beim Hopfen immer in der Richtung des Zeigers einer Uhr erfolgt, so lange fort, bis eine Stütze gefunden ist, die sich umschlingen läßt. Dider als etwa eine halbe Spanne darf die Stütze nicht sein, sonst geht der Hopfenproß weiter auf die Suche. Erreicht er trotz ständigen Fortwachsens und unermüdblichen Kreisens kein Ziel, so beginnt er sich unter der eigenen Last herabzusinken, bis er einem festen Körper begegnet, dem er sich auflagert, dann aber richtet sich das freie Ende sogleich wieder auf, um fortzuwachsen und von neuem die Suche zu beginnen, die schließlich von Erfolg gekrönt wird. Der Stengel des Hopfens ist reihenweise mit leicht fühlbaren Knötchen besetzt, die sich unter der vergrößerten Lupe als zweizählige Widerhaken zu erkennen geben, mit deren Hilfe die Kletterei des Hopfens wirksam unterstützt wird. Hilfe „gegen den Strich“ lehnt er ab. Versucht man noch so oft, den Sproß in umgekehrter Richtung, als dem Sinne der Bewegung eines Uhrzeigers, um eine Stütze zu legen, so wird man doch niemals damit Erfolg erzielen; immer wieder schlägt er die seiner Natur angemessene, für uns gleichwohl unerklärliche Richtung ein. Er bleibt darin ebenso eigenförmig, wie die Sprossen unserer bekantnen Feuerbohne, die mit der gleichen Beharrlichkeit die entgegengesetzte Windrichtung verfolgen, wie der Hopfen. —

### Humoristisches.

— Ländlich — sittlich. Gast: „Haben Sie denn keine Zahnhöcker hier?“  
Wirt: „Neel! Die schneiden sich die Gäß' gewöhnlich gleich vom Tisch ab!“ —

— Passende Gelegenheit. ... Möchten Sie vielleicht etwas zu sich nehmen?“

„Wenn ich so frei sein darf, Herr Kommerzienrat, bitte ich um Ihr Fräulein Tochter!“ —

— Ordnungsliebend. Kanzleirat: „Ordnen Sie, bitte, diese Briefe alphabetisch und werfen Sie dieselben dann in den Papierkorb!“ —

(„Flieg. Bl.“)

### Notizen.

— Die Genossenschaftsbühne brachte am Freitag im Thalia-Theater eine dramatische Scene „Der Rosenkranz“ und ein Schauspiel in zwei Akten „Die Kuh“ zur Aufführung. Das erste Stück scheint nach einer italienischen Vorlage gearbeitet zu sein, das zweite ist das Wischi-Waschi eines Anfängers. Wenn die „Dramatiker“ aus der Bentzstraße morgen wieder etwas dichten, mögen sie die Aufführung in ihren Redaktionsräumen vor sich gehen lassen, am besten wenn das Bureau geschlossen ist. —

— Paula Lebermann, die früher am Schiller-Theater thätig gewesene Künstlerin, hat sich von der nächsten Saison ab auf drei Jahre für das Residenz-Theater verpflichtet. —

— Der Dichter des „Thran von Bergerac“, Mostand, wurde von der französischen Akademie zum Mitglied gewählt. —

— Für das Züricher Stadttheater, das im letzten Winter einen Ausfall von 84 000 Fr. aufzuweisen hatte, sind innerhalb weniger Wochen durch freiwillige Beiträge 300 000 Fr. gesammelt worden. —

— Charpentiers Oper „Louise“ geht im Laufe der nächsten Wintersaison im Opernhause in Scene. —

— In Marbach, der Geburtsstadt Schillers, fand am 29. Mai die Feier der Grundsteinlegung des Schiller-Museums statt; das übliche Mai-Schillerfest wurde damit verbunden. —

a. Für das Richard Wagner-Denkmal zu Berlin, das in der Tiergartenstraße errichtet werden soll, sind bereits 106 Entwürfe angemeldet. —

— Die internationale Kunstausstellung in München, die im Glaspalast von der Künstlergenossenschaft gemeinsam mit der Seceffion veranstaltet worden ist, wurde gestern eröffnet. Sie umfaßt 2700 Nummern und ist auch vom Ausland zahlreich besichtigt. —

— Beim Niederreißen der nordwestlichen Mauer der Athener Akropolis, die infolge ihrer Unausfülligkeit für die darunter befindlichen Häuser bedrohlich geworden war, wurden mehrere Reliefs von außerordentlicher Schönheit entdeckt, die man bei eingehenderer Prüfung als zum Erechtheion gehörig erkannte. —